# Denkmal Stadthaus Olten

Autor(en): **Kissling, Matthias**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **73 (2015)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-659140

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Denkmal Stadthaus Olten

**Matthias Kissling**

Das von 1962 bis 1965 erbaute Stadthaus Olten

Den Giebel des Mittelrisaliten des an der Schwelle zum 20. Jahrhundert erbauten Frohheimschulhauses ziert ein allegorisch erweitertes Emblem der Stadt Olten. Gleich einem Schnitt durch die drei Wappenhügel von Olten zeigt sich, wovon die Stadt zehrt: Ein reiches Wurzelwerk dringt in das Giebelfeld der Schule und im übertragenen Sinn in die Erfahrung und Weisheit, die durch diese Institution vermittelt werden. Darüber entwickelt sich ein reich, verzweigtes Geäst (siehe dazu S.53).

Auch wenn das ikonografische Wurzel- und Astwerk wohl eher einer stattlichen Eiche, denn einer schnell wachsenden Tanne zuzuordnen wäre, ist die Botschaft klar: Aus dem Erbe schöpft das Gemeinwesen die Substanz für seine Entwicklung in einer Bewegung von unten (Tradition) nach oben (Innovation). Das ist auch der Sinn der Denkmalpflege.

Der Jahrhundertwechsel zum 20. Jahrhundert war die Zeit des *ver sacrum*, des heiligen Frühlings, in eine bessere Zeit. Was das folgende Zentennium dann wirklich brachte, hätte sich so mancher Spätromantiker und Früh-moderne wohl in seinen kühnsten Träumen vorzustellen nicht getraut. Vielerorts blieb, auch wo die verheerenden Kriege keine unmittelbaren Spuren hinterlassen hatten, kein Stein auf dem anderen. Keine Spur mehr von kontinuierlicher Sukzession des Nachfolgenden auf das Vorangehende. Boulevards im ersten Sinn des Worts allenthalben; politisch, kulturell, in der Entwicklung der Landschaft – und in der Baukunst.

Die technologische Entwicklung, getrieben von einer unheimlichen Zukunftseuphorie raffte die Landschaft zu Zentren und Peripherien, dann zu Metropolitanregionen zusammen.

Ein unerhörter Massstabssprung in der Wahrnehmung hin zu grösseren Einheiten manifestierte sich in den Bauten neuer Infrastrukturen, die sich nicht mehr innerhalb der gewachsenen Strukturen entwickeln konnten, sondern diese als neue Funktionsebene überlagerten. Was im Massstab der Landschaft anfänglich noch im Nebeneinander überlagerter Systeme möglich war, wurde auch am damaligen Stadtrand praktiziert. Neue Quartiere entstanden so

(in Olten in den Quartieren Knoblauch, Säli/Wilerfeld, Chalchofen) und liessen die Gemeinden an den Rändern zu einem Siedlungsteppich verwachsen.
Dieser Massstabssprung setzte sich aber auch bis in die Stadtzentren und bis in die Detaillierung der Bauten fort. Im Innern begann die Stadt in die Höhe zu wachsen (in Olten etwa an der Ringstrasse oder an der Ziegelfeldstrasse). Hier war ein konfliktfreies Nebeneinander nun allerdings nicht mehr möglich. Erneuerungen setzten sich in Konkurrenz zum Bestehenden und veränderten deren Erscheinung unwiderruflich. Entwickeln hiess hier immer auch zerstören. Neuerungen revoltierten den Bestand, mitunter auch ideologisch motivert (modern, zukunftsorientierter gegen bewahrend), woher, je nach persönlicher Einstellung, unser sehr gespaltenes Verhältnis den Bauten dieser Epoche gegenüber herrühren mag.
Aus dieser Situation kam der Anlass und die Durchführung des Wettbewerbs zum Oltner Stadthaus im Jahr 1959, der das Verwaltungszentrum einer Stadt und eine Agglomeration von 40 000 Einwohner hervorbringen sollte. Gewonnen wurde der Wettbewerb zum Stadthaus eigentlich vom Solothurner Büro Fritz und Bruno Haller, das neben der Ausbildung einer Agora, die sich über das heutige Areal des Stadthaues und des Hübelischulhauses hätte erstrecken sollen, einen Bürohochbau von weit bescheidenere Ausmassen vorsah. Das damalige Preisgericht lobte den Entwurf mit dem Hinweis auf seine Wohlproportioniertheit und auch hinsichtlich der bezüglich Dominanz der Baukörper guten Eingliederung in das bestehende Stadtgefüge. Wer das Projekt heute betrachtet, stellt aber bereits bei diesem Projekt einen massiven Eingriff in die damals bestehende Physis der Stadt fest. So richtig begeistern lassen mochte sich aber das Preisgericht, vordergründig funktional begründet, nicht.
Ganz anders seine Haltung gegenüber dem offenbar nicht ganz den Wettbewerbsvorgaben entsprechenden, nicht rangierten Projekt von Frey und Egger:

> «Dieser Entwurf lässt aus der indifferenten Bebauung nördlich des mittelalterlichen Stadtkernes wie eine Vision das neue Stadtzentrum der Zukunftsstadt wachsen, damit gleichzeitig für kommende Jahrzehnte das Gesicht von Olten formend. Der Entwurf atmet den Zukunftsglauben mittelalterlicher Kirchen- und Städtebauer. Seine Verwirklichung gäbe Zeugnis von der Weitsicht, Aufgeschlossenheit und dem Gestaltungswillen eines demokratischen Gemeinwesens. [...] Die großzügige Gestaltung des dem Fußgänger reservierten Platzes, die einladende, auf die erhöhte Terrasse führende Treppe (Rathaus) übernimmt gute alte Tradition in neuer, gekonnter Gestaltung. [...] Die bemerkenswerte Qualität der städtebaulichen Konzeption setzt sich auch in der Detailgestaltung der Räume und in der Architektur der Fassaden fort. [...] Gesamthaft betrachtet ein überzeugender Vorschlag.»

Zur Ausführung vorgeschlagen wurde vom Preisgericht denn auch der nicht erstrangierte Vorschlag von Bruno und Fritz Haller, sondern das Projekt von Frey und Egger in der nachmaligen Ausführung mit Peterhans aus Bern. Begründet wurde der Entscheid durch die funktionale Überlegenheit des Projekts und die hervorragende Etappierbarkeit.
Beide Projekte haben prägende Bezüge innerhalb der sich etablierenden modernen internationalen Architekturszene: Während sich der Entwurf von Haller nah an Arbeiten des letzten Bauhausdirektors und 1938 nach den USA emigrierten Architekten Mies van der Rohe, etwa die Lake Shore Drive Apartments (gebaut 1948–1951), anlehnte, ist der dann später ausgeführte Entwurf von Frey und Egger stark von der Architektur Le Corbusiers und innerhalb dessen Werk insbesondere von seinen kollektiven Wohnhausprojekten, den sogenannten Unités d'habitation aus den 50er- Jahren inspiriert. Zu Letzterem noch einmal ein Zitat aus dem Jurybericht:

> «Die Verfasser schlagen für das Stadthaus als einmaligen städtebaulichen Akzent ein Hochhaus vor. Dadurch werden enge Straßenfluchten rund um das Grundstück vermieden und die Enge des Bauplatzes ausgeweitet. Um über die Bebauung von Olten eindeutig zu dominieren, bedarf [sic!] das Stadthaus einer Höhe von zirka 50m.»

Es ist diese Idee der Verdichtung unter gleichzeitiger Freihaltung des damit gewonnenen Umraums die parallel zur Entwicklung der Unités d'habitation zur städtebaulichen Utopie der von Corbusier sogenannten «villes radieuses» (strahlenden Städte) geführt hat: Im «plan voisin» von 1925 wird mit einer Planung zur Stadtsanierung von Paris zwischen Seine und Montmartre erstmals sein entsprechendes städtebauliches Konzept manifest. Es ist die Mission für ein besseres und gesünderes städtisches Leben. Man darf dabei jeweils nicht ausser acht lassen, dass die damals aktuellen ökonomischen und gesellschaftlichen Modelle, sowohl der Kommunismus wie auch der Kapitalismus, von einer vorübergehenden, opferfordernden Phase des Aufbaus zugunsten nachfolgender paradiesischer Zustände ausgingen, die den Menschen dann aber über kurz oder lang von seiner Absorption durch die Produktion befreien sollte. Man bewegte sich bewusst auf eine Freizeitgesellschaft zu, in der die Bestimmung des Lebens durch Bedingungen des Alltags zugunsten der Rekreation, oder vielmehr der Kreation und Kontemplation, zurückgedrängt werden sollte.
In der Innenansicht des «plan voisin» entstehen nun die städtebaulichen Visionen, die das Terrain nicht nur als oberflächliche Landschaft, sondern als geplante und gebaute Umgebung auf unterschiedlichen Niveaus betrachten. Recht blumig beschreibt Corbusier selber diese Vision:

> «Die drei aufeinanderfolgenden Terrassen – Gärten der Semiramis und Straßen der Erholung – ziehen als entzückende Horizontale niedrig fliehender Linien zwischen den großen vertikalen Kristallen dahin. Dort hinten siehst Du jenen feinen Strich – man sieht ihn kaum – auf einer langen Säulenreihe (was für eine Kolonnade, mein Gott, von 20 Kilometer Länge): es ist die erhöhte Einbahn-Autostraße, auf der die Automobile ohne Halt wie Raketen Paris durcheilen».

Da sind sie wieder: die Idee der vertikalen (verdichteten) Stadt, die Idee der horizontalen (gebauten) Landschaft, und weiter: die Idee der Trennung von Fussgänger- und Fahrwegen, die Idee der Durchgrünung der Stadt. Die in

Die Autobahn A1 bei Härkingen im Bau

der Vision angesprochene Ikone lieferte dafür eine alte städtebauliche Utopie im Rang eines der (zahlreichen) sieben Weltwunder: die legendären hängenden Gärten der orientalischen Herrscherin Semiramis. Die Konzeption unterschiedlicher und nutzungsgetrennter städtischer Niveaus blieb städtebaulich virulent und vielerorts – leider oft zur rein funktionalen Massnahme degradiert - zur städtischen Realität.

Nicht nur städtebaulich, sondern auch architektonisch lehnt sich der Entwurf für das Stadthaus stark an Corbusier an, was dem Projekt auch in Fachkreisen den Vorwurf eines Plagiats zutrug; in Anbetracht der gegenüber dem ursprünglichen Siegerprojekt nicht von der Hand zu weisenden funktionalen Überlegenheit einer von einer Wohnanlage weit entfernten Baustruktur sicher ein nicht haltbarer Vorwurf. Daneben darf bemerkt werden, dass bereits die Implementierung eines Projekts auf der Höhe der Zeit im peripheren kleinstädtischen Umfeld eine Entwicklungsleistung darstellt, die vom Vorwurf der Nachahmung zu entheben genügte. Evident ist aber sicher eine stilistische Nähe zu den Unités d'habitation.

Direkte Zitate bestehen, allerdings als funktionale Mittel:

- durch die Verdichtung der Nutzung in die Höhe, die auf Terrainhöhe eine grössere Publikumszone verlangt. In diesem Zusammenhang interessant ist, dass das nicht ausgeführte Siegerprojekt für eine vergleichbare Nutzungsgrösse und -vielfalt bereits das Areal des Hübelischulhauses mit in Anspruch hätte nehmen müssen;
- im Aufständern des Hauptbaus mittels einer Tischkonstruktion, die eine Trennung der kleinteiligen Büros gegenüber den im Grundriss freieren Teilen der Foyers und Publikumsdienste im Erdgeschoss.
- in der Ausgestaltung der der Sonne im Tagesablauf zugewandten Fassaden durch die «brises soleil», welche schlicht das technisch probateste Mittel zur Verschattung und Belüftung von Hochhäusern in der Epoche darstellten (Thema Wind, Sicherheit). Die in den Unités vorgeschalteten Balkone wurden dabei zugunsten der Beleuchtungstiefe in den Büroräumen reduziert.
- in den Dachaufbauten (der «toit jardin» ist eine der programmatischen Forderungen Corbusiers an die moderne Architektur), einerseits für die Liftüberfahrt und als Repräsentationsraum am nach wie vor imposantesten und präsentabelsten Ort der Stadt und dem Dachgarten, auch über dem Erdgeschoss;
- den aussen angehängten Feuertreppen auf halber Höhe entsprechend der von oben nach unten zunehmenden Anzahl Flüchtender im Evakuierungsfall, vermutlich vor entsprechenden Vorschriften.

Darüber hinaus integriert der Entwurf diese Elemente in subtiler Weise in die bestehende Situation:

- mit dem publikumszugewandten, mit der gewachsenen Quartierstruktur folgenden Erdgeschoss;
- mit der Rückführung der Terrainfläche über die darüber

liegende Gartenterrasse in den öffentlichen Raum;
- mit der Anbindung dieses Raumes über die kürzlich ohne Not zerstörte Passerelle an den innerstädtischen Hauptplatz und die ebenfalls öffentliche Nutzung der Schule;
- mit dem nordöstlichen Anschluss des Areals an die bestehende Häuserzeile an der Dornacherstrasse über das (heute in der Fassadenmaterialisierung beeinträchtigten) frühere Haus der Städtlipost und den für den Betrieb der Liegenschaft damals zugehörigen Wohnungen.

Man kann sagen, das Stadthaus sei eine erfolgreiche situative Umsetzung der Bauaufgabe auf der Höhe ihrer Zeit: städtebaulich, architektonisch, technisch. Darüber hinaus ist das Stadthaus wörtlich als «Stadtkrone» konzipiert und bezeichnet ein authentisches Dokument des in der damaligen Gesellschaft rezipierten um- und wirtschaftlichen Aufbruchs.

Dass das Konzept von Corbusiers Unités nicht nur für den Wohnungsbau zukunftsweisend war, zeigen weiterhin Zitate aktueller Projekte wie beispielsweise die eben fertiggestellte «vertical city» (Sie kennen den Namen bereits) am Wilhelmina Pier in Rotterdam von Rem Koolhaas, mit 5000 Nutzern.

Das Stadthaus ist sicher ein Leitbau in der Oltner Stadtlandschaft, wenn nicht der Leitbau der Stadt. Dies zu erkennen, benötigt kein Fachwissen, die – auch im wörtlichen Sinn – herausragende Position des Gebäudes ist offensichtlich. Das Stadthaus hat für Olten den Stellenwert, den etwa der historisierende, nur gut 100-jährige Turm des Muri-Amthofs von Bremgarten geniesst. Es ist so prägend, wie das Schloss von Sargans oder Thun oder Bellinzona, und es hat die architektur- und bau- wie städtebauhistorische Bedeutung des Bieler Kongresszentrums. Es ist das wichtigste Gebäude der Stadt und dies unabhängig von seiner Funktion – und der aus dieser Funktion entstehenden Produkte –, was zeigt, dass dem Bau nicht mit funktionalen Kriterien allein gerecht zu werden ist. Und es darf in der Zuspitzung dieses Gedankens konstatiert werden: Olten ist ohne sein Stadthaus nicht Olten.

In einer Zeit, wo die Schönheitschirurgie Lifestyle ist, man sich also in der breiten Gesellschaft durchaus der Bedeutung eines Faceliftings (ein Terminus übrigens, der sich längst als Begriff einer bestimmten, nicht sehr differenzierten Art von Renovation in der Bau- und Liegenschaftsbewirtschaftungsindustrie festgesetzt hat) bewusst ist, erstaunt es nicht wenig, wenn der Identitätskern, sozusagen das Gesicht der Stadt, ohne Diskussion oder fundierte Analyse verändert wird. Was im Fall des individuellsten persönlichen Merkmals nur im Zuge eines absoluten Noteingriffs denkbar wäre, wird am Kopf der pluralen Identifikation bedenkenlos ausgeführt. Dabei spielt das Gefallen eine untergeordnete Rolle: Noch ist es ein Fakt, dass das Stadthaus weiterhin unter Liebesentzug zu leiden hat. Anderen Leitbauten der Stadt, die sich heute einer breiten Akzeptanz – ja Beliebtheit – erfreuen, haben in der Zeit ihres Bestehens keinen pfleglicheren Umgang genossen.

Das Gebäude der ehemalige Ersparniskasse Olten 1920 (oben) und 1960 (unten)

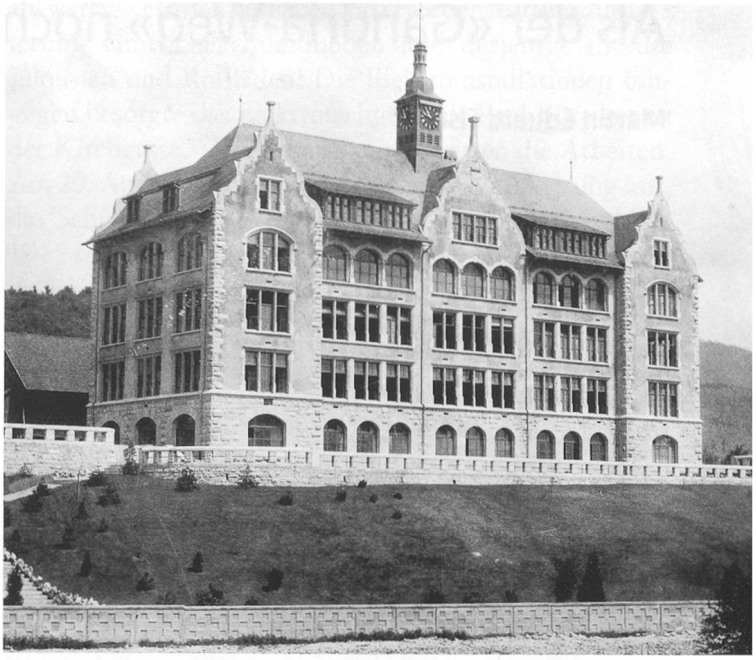
Bekannt ist aus der Fotosammlung Rubin und der Ausstellung der Oltner Stadtbilder 2009 des Historischen Museums das Beispiel des linksseitigen Aareprospekts und hierin der Konzert- und Verwaltungsbau der vormaligen Ersparniskasse Olten nach Plänen des Malers und Architekten Gottfried Julius Kunkler, einem Schüler von Gottfried Semper (Semperoper Dresden, ETH Zürich).

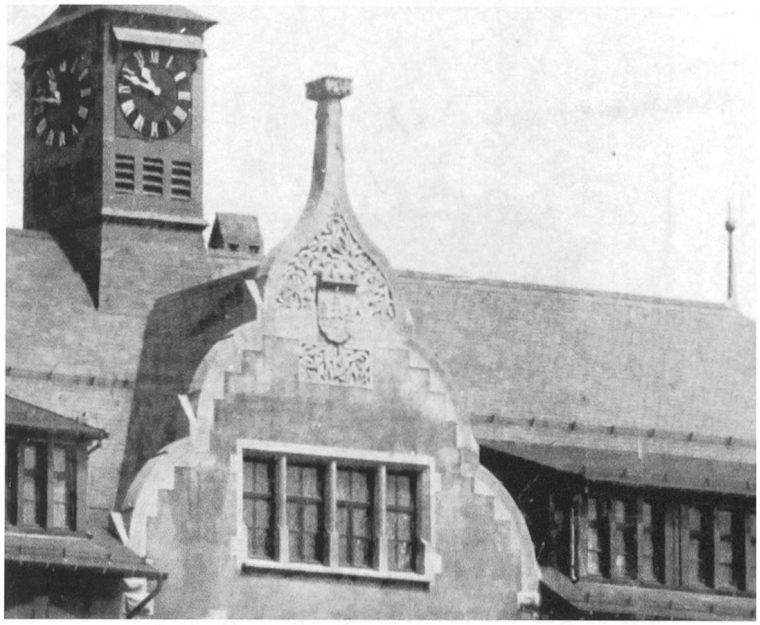
Der Vergleich der Zustände von 1920 und 1960 zeigt eine beispiellose und unentschuldbare Zerstörung eines historischen, stimmigen Ensembles. Rechtfertigend kann hier immerhin von einer bewussten, zeittypischen Gesamtintervention im Sinne einer stilistischen Adaption ausgegangen werden; trotzdem eine, zumindest aus der zeitlichen Distanz, nicht anders als missraten und dekadent zu bezeichnende Gesamtmassnahme.

Wussten Sie weiter, dass in Olten ein Bau des Wegbereiters der Moderne in der Schweiz, von Karl Moser, existiert, an den genauso bedenkenlos Hand angelegt worden ist? Es

wäre mir nicht bekannt, dass über eine der Bedeutung des Objekts Rechnung tragende Werterhaltung je eine Diskussion stattgefunden hätte.
Das Bezirks- und Mädchen-Sekundarschulgebäude Froheim wurde 1989–1900, nach einer dem Projekt vorangegangenen erfolglosen Auslobung, durch das Büro Curjel und Moser entworfen und realisiert. Auffallend ist die rustizierende, an einen Schlossbau erinnernde, historisierende Strenge im Aufbau der Fassaden. Auf dem Hügel des Froheims errichtet, überhöht der Bau seine topografische Lage durch filigrane, nach oben strebende Abschlusselemente: den Dachritter mit seinem scheinbar unendlichen Mast, die Blitzschutzstangen und – last but not least – die Abschlüsse der Giebelwände der seitlichen, einen Querbau andeutenden, Resiliten und mittigen Zwerchgiebel. Beobachten Sie, was in der Zwischenzeit daraus geworden ist! Und beachten Sie insbesondere die damit einher gegangene, unbeabsichtigt dokumentierte Neuinterpretation der Allegorie vom Streben und Wachsen rund um Olten im zentralen Giebelfeld, von dem am Anfang des Artikels die Rede war: Aus dem aufstrebenden Wachsen ist ein beengendes Gestrüpp geworden!
Nach neuerer Geschichtsphilosophie findet die Vergangenheit erst durch die nachmalige Gegenwart ihre Struktur. Nur von unserem Standpunkt lässt sich für den Umgang mit dem gebauten Erbe eine beunruhigende Reihe von bestenfalls gedankenlosem Kleinvandalismus feststellen, der sich im Einzelfall als kleines Malheur oder unglückliche Wahl präsentiert oder sich gar hinter der Entschuldigung einer Konzession an eine vermeintliche Notwendigkeit oder Modernität verbirgt. Es ist nicht das einzelne abgeschlagene Ornament, die falsche Farbqualität bei einem Neuanstrich, nicht die hinter dem Stand der Technik zurückliegende Betonsanierung alleine, die das Bauwerk zerstört. Einzelne Missgriffe toleriert ein gutes Bauwerk möglicherweise noch. Aber wenn sich zur schlechten Betonsanierung eine unpassende Beleuchtung, eine bewusste Vernachlässigung und Funktionsberaubung des Aussenraums, eine unmotivierte Zerstörung eines Resaliten, ein unkontrollierter Aufbau und unbotmässige innere Veränderungen gesellen, ist die Zerstörung nicht mehr fern.

Sartre analysiert Zerstörung als einen Verlust von Ordnung, der bemerkt wird. Ohne menschliche Differenzierung existiert keine Zerstörung, weil sie nicht in Erscheinung treten kann, oder einfach gesagt: Zerstörung gibt es nur dort, wo sie jemand sieht. Wer sich für eine Zerstörung desensibilisieren lässt, vollzieht einen evolutiven Rückschritt. Ob Olten, wie in der Allegorie im Giebelfeld des Frohheim, sich, seine Prosperität und seine gebaute Gestalt beschneidet oder, im Gegenteil, nach Höherem streben lässt, ist eine Entscheidung; und hoffentlich eine bewusste.





Die Giebelwandabschlüsse des Frohheimschulhauses in der ursprünglichen Form und der heutige Zustand (unten)